









### Von der unglücklichen Liebe, und was drum und dran war.

Von Anna Malberg.

Ein altes Mäddchen muß doch eine gehabt haben?!

„Erzählt man nicht beim Abendlicht des Lebens gern von den Morgenröschchen, die es brachte?“ Dieser alte Bassus aus dem Album meiner Klavierlehrerin entzückte mich einmal sehr, und er leuchtete mir heute noch ein. Aber leider, leider hat meine unglückliche Liebe nicht den üblichen Gegenstand umrankt. Es galt nicht „Wien“, sondern sie beschäftigte sich mit einem kranken, klingenben Asthma. Meine unglückliche Liebe war die Musik.

Schon dreizehn Jahre war ich alt geworden und hatte noch nie eine Kaffe berührt. Das war sehr merkwürdig, denn meine Kindheit fiel in die Zeit, da jeder, aber auch jeder in portieriger Jugend zum Klavier spielen gelehrt wurde, sei uns vor oder als immer ein bißchen anders als bei anderen Kindern, und so hatte sich Mutter, die selbst nicht spielte, Keiner Unterlehrsungskunde schuldig gefühlt. Ich selbst hörte sehr gern Musik, besonders ferne, stimmungsstrebende an schönen Sommerabenden.

Doch ich suchte einmal unter die ausübenden Künstler gehen konnte, jedoch mir insofern unmöglich, als wir kein Klavier hatten und ich irgendwie zu der Ansicht gelangt war, ein solches koste tausend Taler. Da wurde meinem Vater eines Tages in seinem Stammlokal ins Gewissen geredet, doch seine Tochter nicht so barbarisch verkommen zu lassen. Erziehungsfragen werden häufiger, als man denkt, durch Drafel aus jener Ede entschieden. So wurde ein Klavier gemietet, und die Erlaubnis zur „Stunde“ fiel mir in den Schoß wie ein reifer Apfel.

Das Klavier gehörte einem alten Organisten, von dem man annahm, er werde mich auch unterrichten. Er hatte aber keine Zeit für eine Anfängerin und schickte eine feinerer Köhler, die tote die bekannnten Lehrschriften um den langen Tisch der Aufschwimmung aufzuwaschen waren, sich nämlich entzündet hatten und in Höfen und Korven eingesammelten Klavierstunden gab. Fräulein Selma war die Älteste, schon etwas angelehrt, doch noch recht gut aussehend mit ihrem ruhigen, durch Widel gewesenen Gesicht und den etwas vorstehenden blaugrauen Augen. Sie klebete sich gern in helle Farben und hatte immer seine Zillpfeifen um die Gelenke der sehr weichen, herabgedrerten Hände, deren Finger ich niemals über die Tasten habe laufen sehen.

Mit der Wohlwolligkeit Klavierstunde besaß, beendete sie mich in der ersten Stunde durch die Mitteilung, sie wolle immer ganz genau, wer niemals etwas lernen werde: wer nämlich ein einziges Mal vergesse, wo die „erste Linie“ auf der Klaviatur läge. Ehrfürchtvoll

### Deutsche Worte.

Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bärge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt ist.

Kaiser Wilhelm I. in der Chronik zur Eröffnung des Reichstages (21. 8. 1871).

Es ziert eine Nation in der Gegenwart und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie Erkenntnis für das Große und Wahre zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt.

Kaiser Wilhelm I. (1888)

Entschuldige dich nur keiner damit, daß er in der langen Kette zu unterst steht; er bildet ein Glied, ob das erste oder das letzte, ist gleichgültig, und der elektrische Funke könnte nicht hindurchfahren, wenn er nicht da stünde. Darum zählen sie alle für einen und einer für alle und die Letzten sind wie die Ersten . . .

Friedrich Hebbel (Tagebücher).

Wenn dem Menschen nicht immer etwas teurer ist als das Leben, so ist das Leben nicht viel wert.

Johann Gottfried Seume.

und angetrennt betrachtet ich die weisagende Laute und habe sie wirklich nie verfehlt. Soweit berechtigte ich also zu den schönsten Hoffnungen. Ich erhielt auch alsbald viel Lob für den unglücklichen Feiß, mit dem ich zu üben began. Gätte der Erfolg mir immer so gelächelt, wie bei der ersten Linie, so wäre ich wohl ein großes Klavierlicht geworden. Aber das sollte nicht sein.

„Was kann ich ein harter Wille erarbeiten, nur kein Talent!“ sagte Malvina von Menzinger. Ein heinabe heißes Geben und die geduldsige Fähigkeit im Erreichten wollen ändern daran nichts. Ich biente am Klavier, wie Jakob am Hobel; was ich aber erlang, war höchstens eine ganz blinde See, nämlich gedankenlose Fingerfertigkeit ohne jeden musikalischen Ueberblick. Und auch jene war nicht einmal mein unbestrittenes Eigentum. Denn wenn ich eine Käuferpostage glücklicherweise innehatte, so störte mich plötzlich beim Spielen der Anblick der Noten; ich wußte nicht, wo ich war, und stolperte wie der Laufschuh der Kugel, als er sich begann, welches Wein drankame. Fräulein Selma betrachtete mich in mitleidiger Verzweiflung. Sie kam nicht darauf, daß ich wohl unentgeltlich Taft für Taft läste und alle Wortzeichen hielt, aber nie eine musikalische Phrase als ein Ganzes empfand. Hätte sie mir zuweilen meine Stücke vorgespielt, was sie aus gehemissenwillen Gründen niemals tat, so hätte doch ungebührliche Praus sich vielleicht etwas ausgeglichen. Denn aus dem Konzertsaal brachte ich mir ziemlich deutliche Bilder des Gehörten mit, und die Tagesblätter „Bühnen Schanzemarsh“, „Il Rascio“, „La Garotte de Louis treize“ usw. wurden mir auf einmal viel leichter, nachdem der Reierkasten sie aufgegriffen hatte.

Im übrigen hatte ich gebendes rhythmisches Gefühl und eine gewisse Reiztheit im Bombastspielen. Das prädestinierte mich zum „Hörhörer“, und Fräulein Selma erließ wenigstens hier ihren oder meinen Vorteil. Sie ließ mich wöchentlich einmal mit einer anderen Schülerin zu einer Extrastunde ins alte Organistenhäuschen kommen. Die andere Anna — wir waren damals drei gute Freundinnen, die so hießen — war ein strahlend lüftiger, zu allen Untaten aufgelegter, schöner Bäckfisch, der nicht üben mochte und wohl durch meine rührende Stetigkeit beunruhigt werden sollte.

Aber die Sache gefaltete sich mehr nach ihrem Sinne. Der rührende, schwärzliche Feiß, die anziehende Süßnerthe und das laubere Gütebildchen der Dramatikerwohnung hatten wohl noch kaum eine solche Springflut von Gefühlen zum Ausdruck kommen lassen, wie wir sie mitbrachten. Die Stunde lag ganz früh am Tage, aber wir kamen noch viel früher, boten wir mit Feuerzierer an, wir wollten Staub wischen. Das wurde in einem Ton, dem man das Kopfzittern anmerkte, durch die Türschwelle geschmitzt. Anna schwätzte in Reiterdenonposition auf einer Ede des alten Pianos, dessen Seiten tieferen unwillig schwinnten, und streifte die freundlichen Gesichter des Hausfräulein und der Hausfrau, die Karthäuser gemalt gingen, unter urrenden und glaudenden Karthäuserlauten mit ihrem Muß statt mit dem Wächter. Ich fand, daß die Wieder im alten blanken Glasfrank, der nicht verfloßen war, auch gereinigt werden müßten, und soo schnell ein paar heraus, wobei mir „Barfüßle“ in die Hände fiel und, als Anna

### Ewald von Kleist.

Zu seinem 100. Geburtstag.

Von Paul Vois.

al. Bei einer Wittensstafel im Hause des Orlans von Sänge, dessen Tochter er unterrichtet, hörte Ludwig Klein eines Tages von einem jungen Offizier, der im Duell verwundet worden war, und dessen künftige Salbung allgemein gelobt wurde. Klein merkte sich den Namen des Verwundeten: von Kleist, und besuchte ihn alsbald auf seinem Krankenlager. Der Patient lag ermattet in seinem Bette. Neben ihm lag Cajars, „de bello gallico“.

Der achtundzwanzigjährige Leutnant hatte bereits ein wechselvolles Leben hinter sich. Am 7. März 1715 auf dem Familiengute Jeshin in Pommeren geboren, hatte er seine Jugend auf dem Lande verbracht. Als Neunzehnjähriger hatte man ihn dann auf die Jesuitenschule nach Königsberg gebracht, von wo er später auf das Gymnasium nach Danzig kam. Er war für die gelehrte Laufbahn von seinem Vater bestimmt, und Neigung und Anlage wiesen ihn auf diesen Weg. Aber als er 1735 mit der Hoffnung auf eine baldige Anstellung von der Universität Königsberg, wo er die Rechtswissenschaften studiert, nach Sänge zurückkehrte, waren die finanziellen Verhältnisse dort schon schlechter geworden, daß er sich nach einem Beruf umsehen mußte, in dem er auf schnelle Beförderung hoffen durfte, und so ließ er sich von Verwandten, die in der kaiserlichen Armee hohe Stellen einnahmen, bereden, in Sanktobogen die Offizierslaufbahn einzuschlagen. So war er denn bis 1740 in dänischem Dienste, bis Friedrich II. den pommerischen Junker rekrutierte.

Als einen halb Verirrten, der die Bredlosigkeit seines Lebens beaufste, fand Klein den Leutnant von Kleist. Er suchte ihn aufzufinden, indem er in ihm Interesse für die Dichtung zu erwecken sich bemühte, und in der Zeit schenkte er ihm auf diese Weise ein neues Leben. Es kritisierte eine Anekdote, die fast symbolisch wirkt. Kleist durfte selber nicht lesen, und deshalb las Klein ihm vor. Eines Tages las Klein sein bekanntes, überaus interessantes von Tode und dem Mädchen. Kleist geriet über diesen romantischen Scharz berart in Rachen, daß die Wunde, die er im Duell empfangen, aufbrach — zum Glück; denn der herbeigerufenen Feldscherer stellte Spuren des kalten Brandes fest. Wer also über ermordete Klein in dem Freunde ein anderes als dem Leben Kleists eine neue Richtung gab, wenn es auch andererseits den Gegensatz von

immerhem Wachen und aufgeschwungener Fiktion noch verschärft. Die dichterische Regung, die anfangs nur kühnlicher Versuch war, dann aber unter dem ermunternden Beistand Kleists sich so stark entwickelte, daß Kleist um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit Recht als einer der bedeutendsten Dichter angesehen wurde.

Uns fehlen heute freilich die Jugänge zu dem Dichter Ewald von Kleist. Er ist keine eigensbüderliche Persönlichkeit. Aber historisch gesehen, bleibt er ein Mann von vorbereitender Bedeutung in einer Zeit, die sich erst ganz allmählich aus den Fesseln gelehrter Schulwerke Lösung begann und noch einen weiten Weg hatte zu dem freien Müssen, das in der Sturm- und Drangepoche aufbrach und sich in der Romantik entfaltet. Der Ausdruck vor allem ist bei Kleist noch gebunden. Was er mitbrachte, ist immerhin eine natürliche Empfindung und vor allem ein starkes Naturgefühl. In seinem rhapsodischen „Freiwillig“ leuchtet er sein Wesen. Das ihm zum großen Dichter Vieles schickte, fühlte er selber, und er sagte, an größere Stoffe heranzugehen. „Unter großer Freiheit gibt einem Dichter mehr Stoff, als je einer gehabt“, schreibt er einmal, „denn bin ich doch kein Dichter, und darum ist mir der Stoff zu groß.“

Was uns heute noch des Gedächtnisses Kleists erhält, ist vor allem sein Schicksal, sein Tod. Er war der Theodor Körner des siebenjährigen Krieges. Ohne inneren Beruf Soldat geworden und mit anderen Neigungen begabt als seine Kameraden, fühlte Kleist sich in seinem Mode freisinnig. Er fand in seiner Welt, wo Dichter zu sein als Schande galt, nicht den Platz, wo er leben konnte, zumal seine Hoffnungen auf Avancement immer wieder enttäuscht wurden.

Wie eine Erlösung erschien ihm der Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Der Soldat jubelte, daß es endlich um ihn gab; daß er endlich die frühere seiner Arbeit pflügen konnte; denn wenn Kleist auch ohne Gießzeit war, so war er doch nicht ohne Energie. Und der Mensch fühlte sich aus dem Bedrückenden seines Schicksals und seines Weltens hinausgehoben. Kleist, der Trübsalstifter, ist ein ganz anderer, als es sein Feld gibt, und er folgt begeistert Friedrichs Stern. Freilich findet seine Kampfbüßung auf Anfang seine Bekämpfung, und seine schwarzen Stimmungen kommen wieder über ihn, wenn er da und dort mit seinen Truppen in festen Ständen oder Winterlagern herumziehen muß. Aber im allgemeinen fühlt er, der, wie sein größter Verwunderer: Heinrich, viel von Todesabnahmen beschließen wurde, man sein Leben freudiger, und er wünscht „nur

einmal mit 200 Mann kommandiert zu sein und dann von 2000 Oesterreichern angegriffen zu werden.“ Aber zu etwas Großem wurde ich nie kommen“, sagt er gleich in seiner bitteren Weise hinzu.

Da kam das Jahr 1759 und der Unglückstag von Amersdorf, der 12. August. Als das Regiment, dem Kleist angehörte, und das mit dem Korps des General Prinzen den Aufmarsch des rechten Flügel zu decken hatte, vorang, fiel der Oberst und der älteste Major, Kleist nahm den Befehl an sich. Aber im Avancement zerstreute ihm eine Kugel die rechte Hand. Er griff mit der Linken den Degen, bis auch diese ein Schuß traf. Nun ging es zum Sturm vor. Kleist suchte, den Degen mit der zerlegten Rechten zu halten; rief die Fahnen des Regiments zu sich und feuerte die Truppen an. Da zerschlugen ihm dreißig Schritte vor der feindlichen Linie, Karthäuser das rechte Bein. Er kam vom Pferde; verlorde aber wiederholt, wieder aufzustehen. Schließliche trugen Soldaten ihn hinter die Front. Einen Feldscher, der ihn zu Hilfe eilte, töteten die feindlichen Angeln. So blieb Kleist liegen, und blieb auch liegen, als seine Truppen zum Feinde geworfen zurückflüchten. Am Abend kamen Kosaken. Sie plünderten ihn bis auf den nackten Leib und warfen ihn an den Rand eines Sumpfes. In der Nacht fanden ihn russische Kuren. Sie pflegten ihn so gut es ging und gaben ihm einen Mantel. Aber sie mußten am Morgen auf ihre Posten. Kaum waren sie fort, als auf neue Kosakenkaren kamen und dem Verwundeten auch das raubten, was die mitleidigen Kuren ihm gegeben. Nacht und bloß lag Kleist so da, bis er gegen 10 Uhr morgens einen russischen Offizier, der vorbeikam, anrief. Dieser ordnete an, daß er nach Frankfurt a. O. gebracht wurde. Wo Kleist im Hause des Professors Nicolai, des Bruders des bekannten Schriftstellers und Buchhändlers Fr. Nicolai, am 24. August seinen Wunden erlag. Er wurde allgemein betrauert, und selbst die Feinde erwieisen ihm die letzte Ehre.

Sein Tod war der Tod einer Befreiung, zumal seine Zukunftshoffnung auf ein sorgenloses Alter durch die Zerfährung seines Gutes vernichtet worden war. Seine Freunde, vor allem Klein, konnten ihn lange nicht verstehen, und Lessing setzte ihm im „Tellheim“ das schönste Denkmal. Und wenn wir heute auch keine Dichtungen nicht mehr kennen, so kleist sein Name doch leuchtend im Gedächtnis, als der eines Mannes, der, selber im Schatten, Großes mit hohem Hoff, durch die Feder wie durch das Schwert.

